

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Montag, 21. Oktober.

1929.

(4. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Hans knöpfte die Handschuhe wieder fester. Die Sache interessierte ihn nicht mehr.

„Anstun“, meinte er gelassen, „solche Stellungen gibt es nicht. Was muß man denn da können?“

„Boxen, oder besser gesagt: gut boxen, sehr gut boxen, besser boxen als andere“, zischte Lebede und schob seinen steifen Hut in den Nacken, was sehr komisch aussah.

„Ach, Sie meinen, ich solle Berufsboxer werden?“

Hans Franks Enttäuschung war so groß, daß man sie ihm von beiden Augen ablesen konnte, und so mußte Lebede glauben, Somerset habe bisher vergebens angeklopft. Deshalb er ihm das Leben eines gut manageden Boxers zu schildern begann in allen Farben, die er gerade zur Hand hatte. Aber das hatte Hans ja alles schon einmal von Sam gehört und zudem wußte er, daß auf die Dauer noch keiner mit Lebede gut gefahren war.

„Was Sie im Leben können, weiß ich nicht, lieber Frank, interessiert mich auch nicht, aber was Sie als Boxer werden können, das ahne ich.“

„Das haben andere auch schon geahnt, Herr Lebede“, sagte Hans.

Doch schon tat es ihm leid, das gesagt zu haben; es sollte ja noch niemand wissen, daß er den Übertritt vollziehen wolle, aber leider konnte er schlecht lügen, wenn ihn jemand so ansah, und dann, was konnte es schaden, in drei Tagen wußte es doch die ganze Welt.

Lebede hob die Hand wieder zum Hut, berührte ihn mit einem Finger.

„Hoffentlich bezuuen Sie es nicht.“

„Hoffen wir's!“

Und Hans trommelte wieder mit beiden Fäusten auf den Ball, daß sich die Riemen strafften und das runde Leder noch zehnmal rascher als vorhin durch den Raum flog.

Am Tage der Kämpfe war die weite Halle der Sportarena gut besucht, wenn auch nicht überfüllt, wie es meist bei den großen Abenden der Berufsboxer der Fall war. Einmal kann das Interesse nicht so groß sein, wenn die Kämpfe immer nur über drei Runden gehen und daher wenig Niederschläge zu sehen sind, und von den Feinheiten der Boxkunst versteht die große Masse doch immer noch wenig. Zudem gab man diesmal mit Recht den Vertretern Deutschlands zu geringe Chancen auf Siege.

Olga hatte für ihre fünf Mark einen ganz schönen Platz im ersten Rang bekommen, aber sie sah doch zu weit vom Ring entfernt, daß sie die Gesichter der einzelnen Kämpfer nicht genau unterscheiden konnte. So war es kein Wunder, wenn sie in Hans Frank nicht ihren Hans Müller wieder erkannte, besonders da sie keinen Verdacht hatte, in einem Menschen, der Meister in seinem Fach war, einen anderen wieder zu erkennen, der vom Sport nichts verstand und nichts dafür übrig hatte.

Die Begegnung Franks mit dem dänischen Meister Eric Anderson war zeitlich und sportlich der Mittelpunkt und Höhepunkt des Abends. Fieberige Stimmung herrschte im Raum, weil man für den Deutschen hoffte

und fürchtete zugleich und weil er der letzte Anker war, an den sich die Besucher klammerten. Im Schwergewicht, das noch folgte, standen sich nur mehr zwei Ausländer gegenüber; da war also nichts mehr zu hoffen, und alle anderen Meisterschaften, vom Fliegengewicht bis zum Halbschwergewicht, das vorverlegt worden war, hatten sich ebenfalls Ausländer durchgesetzt.

Energisch beklatscht, betraten die beiden Mittelgewichte den Ring. Der Däne, ein untersehter, muskulöser Mensch, sah aus wie eine Bulldogge, stark und siegesicher. Wenigstens hatte die dänische Presse einmütig geschrieben, daß er gegen Hans Frank nichts zu fürchten habe. Der Deutsche, hochgewachsen, mit langen Armen und einer wundervollen Figur, war zuversichtlich. Die Meinung der Zuschauer war geteilt, die der Fachleute nicht, man gab Frank die größeren Aussichten, besonders da es sich herumgesprochen hatte, daß bei Siegen Somerset das Management übernehmen werde, und weil man die unerhörte Energie kannte, die in dem manchmal etwas verträumten Jungen steckte.

Der Kampf begann sehr langsam und wurde von beiden Seiten mit äußerster Vorsicht geführt. Hans wußte, daß er dem älteren Gegner, einem Sieger aus tausend Schlachten, an Ringersfahrung nicht gewachsen sei, vielleicht auch nicht an roher Kraft, aber er fühlte, daß die ganze Sportwelt Deutschlands ihre Augen auf ihn gerichtet habe, daß er nicht untergehen dürfe, daß man alles auf ihn gesetzt habe. Zudem war er an Schnelligkeit dem Dänen überlegen. Und dann hing ja der Abschluß des Vertrages mit Somerset und seine ganze Zukunft von einem Siege ab. Wenigstens glaubte er daran, er konnte ja nicht wissen, daß Sam Somerset längst beschlossen hatte, den Jungen auch nach einer Niederlage zu managen.

Von der Mitte der ersten Runde an verschärfte Frank das Tempo ganz gewaltig, umtänzelte den etwas schwerfälligen Gegner, griff mit seiner ungemein rasch vorstoßenden Linken unausgeseht an und wehrte die rasenden Angriffe des Gegners leicht ab, der an diesem Tempo langsam eingehen mußte und außerdem jedesmal, wenn er bis auf Nahdistanz vorgekommen war, durch die harten rechten Haken, die mit großer Genauigkeit von unten durchgerissen wurden, derart gestoppt wurde, daß er etwas überrascht durch die überlegene Kampfführung sich in die Verteidigung verlor und dem Deutschen die erste Runde überließ. Er wollte Frank sich austoben lassen, um ihm desto sicherer die beiden nächsten Runden abzunehmen. Die erste Runde wurde abgepiffen.

In der zweiten Runde ging der Däne voll aus sich heraus. Das Übergewicht mit Geschick in die Waagschale werfend, drückte er den Gegner an den Seilen fest und hämmerte mit Kraft und wütender Energie auf ihn ein, geduckt kam er angesprungen, seine Fäuste schossen wechselseitig durch die Luft. Fachleute sahen, daß sehr viel auf die Doppeldeckung ging, außerdem war bei Frank keinerlei Wirkung zu verspüren, obwohl er viel nehmen mußte, das Publikum dagegen belehrte sich gegenseitig, daß der Deutsche nun nicht mehr viel zu bestellen habe, doch gerade in diesem Augenblick machte sich Frank mit einer raschen Bewegung frei, löste die

Umklammerung, tänzelte durch den Ring und ließ den Gegner auf seine schnelle Linke aufslaufen.

Anderson, im Gefühl der Überlegenheit und den Kampf anscheinend fest in der Hand haltend, stürmte bullenartig nach, gab sich, mit beiden Händen schlagend, eine Blöße, und schon sah die konternde Rechte Franks haarscharf dicht neben der Kinnspitze.

Wie ein Saß fiel der Däne hin, Frank sprang in eine neutrale Ecke, während der Ringrichter, der Holländer ter Maehlen, zu zählen begann. Das Publikum, vollkommen überrascht durch diese Wendung, war aufgestanden und zählte in Gedanken mit. . . Bei acht versuchte Anderson, sich zu erheben, seine Sekundanten schlugen mit den flachen Händen auf die Bretter, um ihn wieder lebendig zu machen, aber es war schon zu spät. Er drehte sich langsam hoch, schaute mit etwas verglasten Augen um sich.

„Zehn!“, rief ter Maehlen und hob den Arm.

Das Wort wurde schon nicht mehr gehört. Als er den Arm zur letzten, den Kampf beendenden Bewegung hob, tobten die Leute schon. Man hob Frank auf die Schultern, trug ihn durch die Menge dem Ausgang zu. Überall streckten sich ihm Hände entgegen, man hatte einen Europameister, und in allen Augen sah man die Freude und die Erlösung von einem bösen Druck.

Nur oben, im ersten Rang, sah ein kleines, hübsches Mädelchen, dem war der Ausgang des Kampfes gar nicht recht. Sie war schon so weit gewesen, ihre Begeisterung für diesen Meisterboxer etwas einzudämmen, weil ihr der andere, der kein Boxer war, so gut gefiel, und weil sie fürchtete, in Konflikt zu geraten. Sie hätte sich aus diesem Grunde gefreut, wenn Frank verloren hätte. Dann wäre es ihr leichter gefallen, ihn zu vergessen. . . Aber als sie jetzt sah, wie dieser elegante und hübsch gewachsene Mensch seinen Kampf durchfocht, wie er dann umjübelt und als Europameister ausgerufen wurde, da erwachte die alte Sympathie wieder, und das Bild des anderen verdunkelte sich ein wenig.

Sie stand auf und ging nach Hause, mit sich und der Welt wenig zufrieden, und überließ einem anderen ihren Platz, der nicht begreifen konnte, daß jemand den Saal verließ, ehe der letzte Kampf vorüber war. Drunten aber tobte die Menge noch lange, bis Hans mit seiner Medaille und der Schleiße — den Kranz hatte er seinem tapferen Gegner überlassen — in seiner Kabine gelandet war.

Sein Herz pochte vor Freude, der Sieg steckte ihm doch in den Gliedern, obwohl er viel leichter errungen war, als er geglaubt hatte, seine Muskeln spannten sich vor lauter Kraftüberschuß, und er drückte die Hände der Kameraden und der vielen, die sich jetzt um ihn drängten, weil er mit einem Schlage in den Vordergrund des Interesses gerückt war. Man konnte ja nicht wissen, welchen Nutzen man noch von ihm hatte.

Somerlet sah ihm gegenüber, massierte ihm leicht die Glieder; er sprach kein Wort, aber sein Gesicht sagte genug. Er war mit sich und seinem neuen Schützling zufrieden.

„Habe gehört“, sagte Masseur Neumann, „du willst Vertrag mit ihm machen?“

Frank blinnte ihn fragend an und dann zu Somerlet, der aber tat, als habe er nichts gehört.

„Nach' nur“, fuhr Neumann fort, „Sam ist ein anständiger Kerl; wenn es schon sein muß, dann nur mit ihm. . .“

Neumann schielte nach der Tür, wo Lebede erschienen war, der nicht umhin konnte, ebenfalls seine Glückwünsche auszusprechen. Gleichzeitig fragte er an, ob Frank, falls er Professional werde, nicht eine Herausforderung an Borke erlassen wolle.

„Den manage ich jetzt“, fügte er hinzu.

Sam lachte nur.

„Kann ich mir denken, aber dafür ist Hans noch nicht reif. Später können wir darüber reden.“

Und als Lebede gegangen war, sagte er zornig:

„Das könnte ihm so passen, dem Gauner, daß Borke meinen Mann gleich beim ersten Gang so zusammen schlägt, daß er die ganze Lust an der Boxerei verliert.“

Aber später, wenn wir erst einige Kämpfe hinter uns haben, gern; Borke läuft uns nicht weg. . .“

Am anderen Morgen stellte Hans mit Bedauern fest, daß sein rechtes Auge, das allerlei mitbekommen hatte, immer noch geschwollen und etwas blau unterlaufen war, so daß er sich unmöglich bei Olga sehen lassen konnte. So rief er an und sagte, er sei gekündigt worden und müsse sich eine neue Stellung suchen.

„Sie werden verstehen, daß ich den ganzen Tag auf den Beinen bin und leider keine Zeit. . .“

„Ja, ich verstehe natürlich. . . Hoffentlich finden Sie etwas Passendes!“

Neulich noch hatte sie überlegt, ob sie nicht mit Papa sprechen sollte, damit er Herrn Müller einstelle, aber heute war ihr gar nicht danach zumute. . . So kamen die Worte, er möge sich doch bei ihr melden, wenn er gar nichts finden könne, etwas zaghaft und gequält heraus.

Warum? Wissen Sie etwas für mich?“

Immer noch war die leise Hoffnung in ihm, doch noch einen Beruf zu ergreifen, noch rasch eine Stellung zu finden, ehe das Leben ihn in seine rauen Arme nahm, ehe er sein Können für Geld zur Schau stellen mußte.

„Vielleicht“, sagte Olga, aber es klang so, als sage sie es nur, um nicht nein sagen zu müssen.

„Ich rufe wieder an. . .“ Weg war er.

In ihrem Zimmer stand sie lange vor dem Bild des Boxers Hans Frank, das sie mit einem grünen Zweig geschmückt hatte, und dachte, daß sie für den einen schwärmte und den anderen gern habe.

Wie gern könnte ich ihn erst haben, wenn er auch ein berühmter Sportsmann wäre!

Nachdem Hans Frank den Vertrag mit Somerlet unterzeichnet und die erste Anzahlung von tausend Mark erhalten hatte, fühlte er, wie eine Veränderung mit ihm vorging; er kam sich sicherer vor, glaubte, im Leben seinen Mann stehen zu können, glaubte auch an seinen Erfolg. Geld macht ja so glücklich, wenn man vorher keins besessen hat, und Geld wollte er verdienen, würde er verdienen, viel Geld. Und das gab ihm Selbstvertrauen und den Mut, einen Vorstoß zu wagen. Auf der Straße kaufte er sich ein paar Zeitungen und las darin, bevor Olga kam. Sie hatten sich in einem Konzertcafé verabredet.

Die Zeitungen sprachen spaltenlang über den sensationellen Erfolg, nicht ohne Worte des Bedauerns darüber, daß Frank nun zum Berufssport übergegangen und dem Amateurrismus verloren sei, der gerade solche Leute mehr als genug gebrauchen könne. Man könne es ihm aber nicht übelnehmen, daß er versuchen wolle, aus seinem enormen Können, das sich unter der sachgemäßen Leitung Somerlets noch vervollkommen werde, Kapital zu schlagen.

Gleichzeitig wurden dann seine Aussichten im Berufssport besprochen, und die allgemeine Ansicht ging dahin, daß Frank eine wertvolle Bereicherung bedeute und daß man Großes von ihm erwarten dürfe. Kurzum: eine Stimme des Lobes.

Olga erschien in einem entzückenden grünen Laufkleidchen, mit breitem Schutenhut aus gelbem Stroh, was ihr sehr gut stand. Sie wußte das offenbar, denn ihre Blide wanderten siegesgewiß im Café umher und ihre Augen auktiierten mit echt weiblicher Eitelkeit und Freude die Bewunderung der Männer, die ihr von allen Tischen aus nachschauten.

Hans legte die Blätter beiseite, stand auf, rückte einen Sessel zurecht.

„Na, Sie haben etwas gefunden?“

Daran hatte er gar nicht mehr gedacht.

„Natürlich. . . ja. . ., doch. . ., eine sehr gute Stellung.“

„So? Na, das ist ja schön.“

Sie fragte gar nicht weiter, sah sich um, der Ober erschien.

„Schokolade bitte und ein Kirschtortelette mit Sahne.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schirokko.

Novelle von L. Rungrol.

Gualtiero legte seine Hand auf Cors Arm, und während seine andere Hand nach den Bergen wies, die die italienische Riviera umgaben, sagte er: „Ich glaube, Signore, daß es bald losgehen wird. Aber dieser Schirokko kann nie lange dauern, und das ist nur gut, denn solch eine schwüle Hitze wäre nicht auszuhalten.“

Cor nickte ernst und blickte nach der kleinen, zarten Gestalt, die ihn begleitete. Er sah die Spannung in ihrem feingeknickten Mädchengesicht, in dem die großen Augen wie absolute Souveräne herrschten. Es war reizvoll, diese Augen anzusehen, und darum zögerte Cor einen Moment, bevor er die Worte des Führers für Lu, seine kleine Schwägerin, überlegte. Lu erschrak so, daß er darüber lachen mußte. Es fiel ihm wieder auf, daß sie doch eigentlich noch ein ganz kleines Mädchen war.

„Ich wollte, daß der Schirokko erst vorbei wäre“, seufzte sie. „Ich kann solch eine ungesunde Treibhausluft nicht vertragen.“

„Du bist ein durch und durch gesunder Mensch“, lobte Cor. „In deinem Leben werden wenig Schirokkos wehen. Und das ist gut so.“

Cor wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dieses Wetter war wirklich nicht geeignet, einen langen Ausflug zu machen, und es war seine Idee nicht gewesen. Selbst Gualtiero hatte abgeraten, aber Annie, seine Frau, hatte darauf bestanden, heute nach Portofino zu gehen. Es war der Wunsch von Annie und Jan gewesen. Warum nur?

Ah, es war schrecklich, daß er mit niemand, mit niemand darüber sprechen konnte. Es war zum Verrücktwerden in diesen letzten Tagen. Seitdem Jan gekommen, und sich ihnen angeschlossen hatte, war eine Spannung eingetreten, die viel Ähnlichkeit mit einem Schirokko hatte. Es war furchtbar, daß er Annie, seiner eigenen Frau, nicht mehr in die Augen zu sehen wagte, aus Angst, eine schreckliche Wahrheit darin zu lesen. Und doch war ja nichts, nichts, nichts, sagte er sich immer wieder.

Sie gingen freilich sehr vertraut miteinander um. Es war so plötzlich entstanden, und sie legten sich keinerlei Rücksicht auf. Ah, es war nichts.

Auf diesem Ausflug nach Portofino gingen sie wieder zusammen, und sie folgten in einiger Entfernung. Es war doch ganz erklärlich: er mit Gualtiero und Lu voran und Jan mit Annie hinterher. Nein, nein, das bedeutete nichts.

Vorgestern hatte er Annie und Jan in einer Laube angetroffen, als Annie Jans Hand hielt. Cor war einen Moment erschrocken, seine Frau jedoch nicht. Jan starrte vor sich hin und Annie lächelte, wie sie allein lächeln kann, still und lieb. War es vielleicht doch etwas?

Ja, heute morgen . . . O, es war seine Schuld nicht, gewesen, daß er es gehört hatte. Sie hatten von ihm gesprochen und Annie hatte gesagt: „Er merkt es nicht. Ich kenne ihn. Er ist zu naiv.“

Und das war nun alles. Hatte es etwas zu bedeuten? Unwillkürlich war er immer schneller gelaufen. Es war, als ob ein nahendes Unheil ihn vorwärtstrieb, so daß Lu alle Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten.

„Wollen wir nicht auf Annie und Jan warten?“ schlug Lu vor.

Cor schüttelte heftig den Kopf. Er trodnete sich von neuem die Stirn. Es war unsinnig, es war töricht, aber er hatte zu große Angst, um jetzt zu warten.

„Nein“, sagte er, „komm' weiter!“ „Ich finde dich heute sehr merkwürdig. Was hast du bloß?“ wollte Lu wissen.

Cor lachte ein kurzes, schneidendes Lachen. Lu ahnte nichts. Sie vermutete, daß Jan und Annie folgten, und er wußte, daß . . .

„Es ist nichts“, sagte er. „Komm nur. Es ist der Schirokko.“

Gualtiero, Lu und Cor hatten den höchsten Punkt von Portofino erstiegen und genossen in stillem Entzücken die Aussicht auf das Meer. Sie warteten nun schon zwei Stunden auf Jan und Annie, die nicht gekommen waren.

Lu war hingerissen von diesem Meer, das sie von Holland aus kannte, und das doch wieder so ganz anders war. Hier schien die rohe Kraft der frischen Bauernbirne, wie sie sich in Holland zeigte, gezähmt, aber nicht durch Gewalt, nicht durch Gegendruck, sondern durch die Sanftmut der Liebe. Dies war das Meer, das sich nur aus Liebe dem Rohen entrunnen, das das Arbeitskleid abgeworfen hatte, um sich in Gewändern von Grün und Blau, durchzogen von Silberstreifen, zu zeigen, in Feiertagsgewändern, mit so erlesenen Geschmack gewählt, daß die Metamorphose wie ein Wunder schien. Hier kannte die See die ewige Ruhelosigkeit derer, die lieben; sie jubelte und sang und weinte vor Liebe.

Aber das war alles noch unten. Ganz wie sonst war es. Hier oben, wo sie standen, und auf Annie und Jan warteten, herrschte ewige Ruhe. Hier klang das Heranrollen und Aufschlagen der Wellen wie ein lautes Lachen der Freude, das sich frei weiß von menschlichen Leidenschaften. Hier triumphtierte das Meer mit Lachen und Jubeln über alles, was Menschen bedrücken konnte.

Und obwohl die Minuten zu Viertelstunden wurden, geschah doch das Wunder: Cor begann sich tief zu schämen. Der erregende Liebesgesang des Meeres, der sich ihm hier offenbarte, ließ ihn fühlen, wie schamlos er seine Liebe verleugnet hatte, indem er etwas glaubte, was nicht wahr sein konnte. Und Viertelstunden wurden zu Stunden. Aber Annie und Jan waren nicht gekommen.

Gualtiero blickte beim Abstieg immer besorgter drein. Sogar hier noch, auf diesem hochgelegenen Punkt, fühlte man die zitternde, warme Luft des Schirokko. Die Spannung hatte den Höhepunkt erreicht, und der Ausbruch mußte schrecklich sein.

Cor ging noch schneller als auf dem Hinweg, aber — merkwürdig! — Lu war ihm jetzt immer voraus. Ja, es war merkwürdig, aber auf einmal schien es ihm, als ob das Mädchen, das vor ihm ging, gar kein Kind mehr, sondern im Tempo eines Märchens zur Frau herangewachsen. Die Veränderung war so vollkommen, daß er sich nicht mehr vorstellen konnte, daß er ihr soeben noch mit spielerischer Gebärde einen Schlag auf die Wange gegeben hatte.

Aber wenn Lu Frau war, dann schmerzte es um so mehr, sie in vollem Vertrauen wandeln zu sehen, während doch jeder Schritt die Wahrheit näherbrachte: daß Annie und Jan . . . Nein, er konnte, er wollte es nicht ausdenken. Aber wie ein Resitativ aus einem Oratorium erklangen immer wieder Annies Worte: „Er ist zu naiv, er merkt es nicht.“

Gualtiero blieb stehen und zeigte zum Himmel. „Verdammt“, fluchte er. „Passen Sie auf, meine Herrschaften!“

Weder Lu noch Cor hörten auf ihn, sondern eilten weiter in raschem Schritt. Plötzlich war es, als ob ein Riese mit einer einzigen Armbewegung die schwüle Hitze weglegte, und es war derselbe Riese und doch zehn, noch hundert andere außer ihm, die beim Gefallen ihrer Absicht ein lautes Gebrüll erhoben. „Zum Teufel!“ fluchte Gualtiero von neuem. „Vorsicht, Herrschaften!“

Ein Brüllen ertönte, das zuerst klang wie das Pfeifen auf einer Flöte aus Solanderholz, dann wie das Trompeten vorwärtlicher Mastodons, dann wie das Toben des Windes nach einem Schirokko. Die ersten beiden Regentropfen fielen, und Gualtiero winkte den beiden, daß sie in einer kleinen, offenen Kapelle, die am Wege stand, Schutz suchen sollten.

Cor rief etwas zurück, aber im selben Augenblick stieß Lu einen Triumphschrei aus. Unter dem Schuttdach der Kapelle saßen Annie und Jan. Jan sah so verlegen drein wie ein Junge, der Schelte bekommen hat, und Annie lachte trotz der Schmerzen, die ihr ein verstauchter Fuß verursachte.

„Cor!“ rief sie, „was habe ich deinetwegen für eine Angst ausgestanden! Hast du schon solch Wetter erlebt? Ich werde nie, nie mehr über das Wetter in Holland klagen, wenn ich hieran denke!“

Er konnte nicht sprechen. Er fühlte, daß jedes Wort, das er jetzt sagen würde, eine Profanierung war gegenüber der Zartheit ihrer Liebe. Er hatte wie ein Wahnsinniger gezweifelt und sie hatte sich geängstigt — seinetwegen.

„Liebste“, war das einzige Wort, das er fand. „Liebste.“

„Du bist natürlich auch ängstlich gewesen?“ fragte sie. „Ich konnte nicht weiterlaufen, ich hatte mir gleich zu Anfang den Fuß verstaucht. Jan hat euch noch gerufen, aber du hast es sicher nicht gehört.“

Cor sah sich um. Der Regen hatte plötzlich aufgehört. Wo waren die andern? Aha, dort stand Gualtiero und sah mit verärgertem Gesicht nach dem wieder tiefschwarzen Himmel, und nicht weit von ihm Jan und Lu. Cor sah Annie an.

„Versteht du das?“ fragte er zögernd.

„Ja“, lachte sie. „Du hast natürlich nichts gemerkt, dafür bist du ein Mann, ich nehme es dir nicht übel. Jan ist hoffnungslos verliebt in Lu. Das habe ich in diesen Tagen bis zum Ueberdruß mitanhören müssen. Aber wenn ich jetzt richtig sehe, dann . . .“

„Es ist in Ordnung, Annie!“ sagte er. „Sieh nur, es ist in Ordnung! Aber, Liebste“, wurde er plötzlich wieder ernst, „ich muß dir etwas Schreckliches zeigen, nachher, wenn wir zu Hause sind. Wirst du mir glauben, wenn ich dir schwöre, daß ich etwas furchtbar Beseenes, und daß ich mich dessen schäme, was ich . . .“

„Kärstlicher Mann“, sagte sie, aber ihre Stimme zitterte. Und seine Frau, o Gott, seine eigene Frau, strich ihm über Haar und Kopf und drückte einen Kuss auf seinen Mund.

Und sie lächelten beide, Annie leise und still, und er jugendlich, als Gualtiero aus der Ferne rief: „Meine Herrschaften, der Schirokko ist vorüber!“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen.)

Das getreue Schlüsseltchen.

Ein Gesprächsstoff von Bissi v. Baumgarten.

Haben Sie schon jemals einen kleinen Gegenstand, Schmuckstück, Füllfederhalter, Portemonnaie oder dergleichen im Gras suchen müssen? Wenn nein, dann können Sie nicht mitreden und brauchen dies hier auch nicht zu lesen. Wenn aber ja, dann können Sie meine Stimmung ermessen, als ich neulich meine Uhr vermisste, nachdem ich einen ganzen Nachmittag auf der üppigsten aller Wiesen gelaunzt hatte.

So eine hochsommerliche Wiese, das ist ein Urwald im Kleinen; wer hat das noch nicht mit Bewunderung festgestellt. Die Bewunderung aber hört auf, wenn man all die Abgründe und Höhlen, die Dickichte und sonstigen Verstecke betrachtet, in denen eine kleine silberne Uhr, die man noch als Kind von seinem Vater bekam und darum lieb hat, sich unsichtbar machen kann.

Dem Wandel der Sonne folgend hatte ich im Laufe des Nachmittags nicht weniger als dreimal mein Quartier gewechselt, was die Lage nicht gerade vereinfachte. Nachdem ich sämtliche Plätze der Reihe nach vergeblich abgesehen hatte, stellte ich schließlich die Betrachtung an, daß eine Ruhe im Laufe der nächsten Monate eben so viele Ausichten habe, mein Uhrlein zum ersten Frühstück zu verschlucken, als ich hoffen konnte, das arme Ding wieder zu finden.

Es war Zeit zum Gehen. Mißmutig packte ich meine Siebenfachen zusammen; als letztes nahm ich mein Handtäschchen unter Arm. Ich beschloß, am nächsten Morgen noch einmal herzukommen und zu suchen, konnt's aber, trotzdem es schon halbdunkel war, nicht lassen, die in Betracht kommenden Plätze noch einmal abzuschreiten.

Da — an der zweiten Stelle, derjenigen, die ich vorhin am genauesten untersucht hatte, — wie's geschehen konnte, ist mir vollkommen unklar — fiel etwas aus meiner Tasche — etwas kleines, blinkendes — o weh, das flache, feine Schlüsseltchen zu meinem Handkoffer. Das fehlte noch, daß das auch verloren ging!

Ich kniete mich ins Gras — dort lag's zwischen Rosmarin und Klee, mein Schlüsseltchen — und dicht daneben — ist's dann möglich? — wohlbehalten mein schmerzlich vermisstes silbernes Uhrlein. Was soll man nun zu so was sagen?

Die sich das Leben nach Kräften einfach machen, werden von Zufall sprechen und alles weitere ablehnen. Wer zu moderner Psychologie neigt, wird mit Erklärungen von unbewusster Gedankentätigkeit des Suchenden, die sich in zweckmäßige Bewegungen umsetzte, bei der Hand sein. Ich persönlich, die ich diesbezüglich schon Merkwürdiges erlebt habe und den nach vieler Meinung „toten“ Dingen mancherlei Befähigungen zuerkenne, von denen andere nichts wissen wollen, ich persönlich neige ja nun dazu, an die Anhänglichkeit und Treue meines Schlüsseltchens zu glauben, das schon seit Jahren zusammen mit meiner Uhr in meiner Tasche hauste. Die beiden haben sich gewißlich im Lauf der Zeiten angefreundet, und als nun das Schlüsseltchen zwischen dem Irren der Grillen im Gras das angstvoll rufende Tiden der Gefährtin vernahm, für das seine Ohren zu stumpf waren, da machte es eine verzweifelte Anstrengung, ihr zu Bisse zu eilen, eine Anstrengung, als deren Ergebnis es geradenwegs an die Seite seiner Freundin plumpste, die dadurch vom Ruhmangschickal gerettet ward.

Sowohl, so war's und nicht anders. Warum soll denn schließlich, wenn alle Welt bei jeder Gelegenheit mit Redensarten von der Tüde des Objektes um sich wirft, nicht auch einmal jemand von der Treue des Objektes — erzählen dürfen?

Was ist nun Ihre Meinung?

Tierliebe im Gefängnis.

Von Eivind Berggrav.

In den „Gefängnisserinnerungen eines Anarchisten“ erzählt der Russe Alexander Berkman, wie es ihm glückte, sich ein paar Spaten zu zähmen, die Monate hindurch seine Freunde waren; ein anderes Mal war es eine Maus, die sein Pflegekind wurde. Hier im Strafgefängnis sind diese letzteren Tiere aus guten Gründen ausgeschlossen. Aber ein Landsmann von Berkman — intelligent wie er und mit einem eben solchen Starrkopf wie er — hatte sich hier auch etwas Lebendiges verschafft, für das er sorgen konnte. Der Aufseher machte mich darauf aufmerksam: „Haben Sie die kleine Holzschachtel gesehen, die er sich gemacht hat, so groß wie ein Patet Streichhölzer und mit einem Glasdeckel? Darin hat er eine — Spinne!“ Das klang unglaublich, und ich hielt es für Tierquälerei und Experimentierlust. „Aber

nein“, sagte der Aufseher, „es gibt kein Tier, das so gut gepflegt wird! Der Gefangene sorgt jeden Tag für frische Fliegen und kauft die alten ausgeflogenen heraus!“ — Ich verstehe nicht, wie er sich Fliegen im Winter verschaffte, aber Tatsache ist, daß der Gefangene die Spinne 11 — elf — Monate hatte, und ich war oft bei ihm und sah nach den beiden. Als sie starb, bewahrte er ihre Mumie im Werkzeugschrank auf und jetzt bewahre ich sie selber auf als einen versteinerten Beweis des Zärtlichkeitstriebes bei grobschrittigen Menschen.

In einem ganz anderen Flügel des Gefängnisses entdeckte ich übrigens gleichzeitig eine andere Spinne im Bauer. Da war ein junger Schuhmacher, der mit Hilfe von Vech eine Schachtel zusammengelebt hatte, mit Glas an den zwei Längsseiten und oben auf, mit Leder im Boden und an den Kurzseiten. An dem einen Ende hatte er für Schatten gesorgt — „denn den haben sie gern für ihr Frägnel!“ Und ganz richtig, in dieser Ecke hatte das Tier sein Nest gesponnen. An der entgegengesetzten Seite hatte er kleine Löcher mit Klappen davor, eins an der oberen Kante, um Fliegen hinein zu lassen, eins unten am Boden, um die Fliegenleichen hinaus zu schaffen. Auch er hatte die Spinne viele Monate hindurch und sorgte täglich für sie.

Aber wir haben hier ein kleines Tier, das etwas Besonderes ist, das heißt Kari. Hier war einmal ein Gefangener, der so ganz besonders niedergedrückt war und die Natur so stark entbehrte. In einer Weihnachtsgesellschaft erwähnte ich das zufällig und fragte halb scherzhaft: es ist wohl niemand da, der mir einen Kanarienvogel für ihn verehren würde? Der Vogel kam einige Tage später, und nun war guter Rat teuer, denn keine Hausordnung gestattete seinen Eintritt. Kari mußte also zur Leitung im Justizministerium und sie hatte Glück bei der Justiz. Nun ist sie hier das zweite Jahr und hat viel Freude bereitet. Es entwiderte sich bald ein reines Vertrauensverhältnis zwischen dem Vogel und dem Gefangenen. Kari trauert, wenn er draußen ist, und zwitschert, wenn er „heimkommt“, und ich glaube nicht, daß es einen Vogel gibt, dem eine solche Pflege zuteil wird. Mehrere Male ist es vorgekommen, daß diejenigen, die entlassen werden sollten, eigens um meinen Besuch baten, um mich zu veranlassen, dem Nachfolger über die Pflege von Kari richtig und genau Bescheid zu sagen. Sie hatten manche neue Wege herausgefunden, es ihr schön zu machen, und das mußte natürlich Kari in erster Linie zugute kommen.

In dänischen Gefängnissen habe ich Aquarien mit Goldfischen bei einzelnen Dauergefangenen angebracht gesehen. Aber das wird sicher mehr eine Rarität und ein Zeitvertreib bleiben. Zwischen Mensch und Fisch kann kaum eine Entfaltung des Fürsorgetriebes vor sich gehen.

Daß von der Welt abgeschnittene Männer den Drang empfinden, ein, wenn auch noch so unbedeutendes lebendiges, sprühendes Leben zu bekommen, eine Blumenwiebel oder eine Spinne oder eine Maus, für die sie sorgen können, — das scheint eine Seite der männlichen Natur zu zeigen, die im freien Leben meist wohl ziemlich ausgeglichen ist oder von der man meint, daß sie an andere abgetreten sei; insbesondere ist es wohl so, daß die Frauen sozusagen als Stellvertreter der Männer den Zärtlichkeitsinn ausüben. Die Gefängnisstruktur bringt ihn als ein echtes Stück jeder menschlichen Natur zutage.

(Aus dem soeben erschienenen Buch „Die Seele des Gefangenen. Erfahrungen und Beobachtungen aus der Strafanstalt“ von Eivind Berggrav. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.)

Sie nahm ...

Sie nahm mich wie mit Märchenhand gefangen.
Sie nahm das Verben meiner Sehnsucht an.
Sie nahm den Kuß in selbigem Verlangen.
Sie nahm mein Herz zur Sonne mit hinan.

Sie nahm die Rosen, die ich glücklich brachte.
Sie nahm Pralinen dann und auch Konfekt.
Sie nahm mir meine Ruhe fort und lachte.
Sie nahm die Hand, die ich ihr hingestreckt.

Sie nahm die Bücher, die ich ihr verehrte.
Sie nahm den Perlenring von reinstem Schmels.
Sie nahm die Handschuh, die ich ihr bescherte.
Sie nahm selbst einen fabelhaften Pelz.

Sie nahm mir alles bei dem frohen Wandern.
Sie nahm und nahm. Es war ganz sonderbar.
Sie nahm zuletzt dann schließlich einen andern,
Weil wohl bei mir nichts mehr zu nehmen war.

P u d.